

Kunstmarkt



Gewitter im Blick: 1906 nahm Hugo Erfurth diesen Knaben auf, der so ernst schaut, als ahne er, daß er zehn Jahre später in einem Schützengraben liegen wird.

Foto Galerie

Von der Notwendigkeit, ernst zu schauen

Ein Augenblick nur, dann ist alles Vergangenheit: Kinderfotos aus über hundert Jahren in der Kölner Fotogalerie Priska Pasquer

Kinder sind auch nur Menschen. Und doch entziehen sich Kinderbilder den üblichen Kategorien des Porträts. Denn in den wenigsten Fällen wollen sie einen Charakter darstellen oder gar bloßlegen, vielmehr sind sie gewöhnlich als Erinnerungen gedacht an Gesichter, die so schon bald nicht mehr aussehen werden. Mehr noch als anderen Fotografien haften ihnen deshalb immer ein Moment von Vergangenheit an, auch von Verlorenem. Um so größer der Schock, wenn Fotografien sich dem Hang des Kinderbildes zum Niedlichen und damit der Darstellung der Unschuld verweigern.

„Kinder“ heißt eine Ausstellung der Fotogalerie Priska Pasquer in Köln, die mit mehr als sechzig Beispielen aus den

vergangenen hundertfünfzig Jahren zeigt, was passiert, wenn Kinder ernst genommen werden: von Charles Negres Bild eines Säuglings im Baby-Gestell (10000 Euro) bis zu den trotzig Teenagern in Berliner Straßen von Michael Schmidt (5500 Euro). Der Schriftzug „Sie wollte von Anfang an etwas Außergewöhnliches werden“, den Astrid Klein in einer metergroßen Fotoarbeit als Balken über die Gesichter dreier Mädchen auf einer Parkbank gelegt hat (22000 Euro), ist dabei gleichsam Programm der Bilderschau.

Im Jahr 1873 mag der strenge Blick des Prinzen Louis de Bourbon auf einer Aufnahme von Adolphe-Eugène Disdéri (3600 Euro) nicht nur dem Bewußtsein um den eigenen Stand, sondern auch der

langen Belichtungszeit geschuldet gewesen sein. Als hingegen Hugo Erfurth 1906 für sein „Knabenbildnis in Landschaft“ einen Jungen vor dräuenden Wolken ernst in die Weite und für das Bild „Mutter und Sohn“ denselben Bub nicht minder ernst in die Kamera schauen ließ (14000 Euro), suchte er ebenjene Mimik der Selbstgewißheit, die fast all seine Prominentenporträts jener Zeit auszeichnet. In Alexander Rodchenkos Bub mit Kappe und Halstuch aus dem Jahr 1930 hingegen (30000 Euro) soll sich vermutlich die Zuversicht angesichts revolutionärer Visionen spiegeln.

Es gibt freilich auch eine Ernsthaftigkeit, die aus der Tragödie erwächst. Der Sozialreformer Lewis Hine nahm zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts klei-

ne Kinder in den amerikanischen Südstaaten auf, denen die Arbeit in Fabriken jede Spur von Unbekümmertheit aus den Gesichtern gewischt hat (6000 Euro). Und Achim Lippoth fand in chinesischen Sportzentren kleine Buben, die das Training zu Wettkampfmaschinen macht (1200 Euro). Die beklemmendste Arbeit der Ausstellung ist eine Installation von Christian Boltanski. In einem raumhohen Regal (7000 Euro) hat der Künstler Porträts von Findelkindern arrangiert, die Hilmar Pabel nach dem Zweiten Weltkrieg für den Suchdienst des Roten Kreuzes aufgenommen hat: Leere Blicke auf leere Kartons geklebt – gespenstische Metapher für einen Lebensbeginn im Nichts. (Bis 30. April)

FREDDY LANGER

So stickt man sich in die Kunstgeschichte

Zufällige Begegnung eines Haarreifs und eines Gummibands am Ufer des Rheins: Ein Rundgang durch Düsseldorfer Galerien

Als die neunte documenta unter Jan Hoet das Fridericianum in eine dramatische Kulisse voller Körper, Malereien und Materialien verwandelte, da strahlte ein Flur in klarem Weiß. An der Wand waren Alltagsgegenstände angebracht, darüber einfache, mit Schreibmaschine geschriebene Blätter gepinnt. Ulrich Meister ragte aus der Grobausstellung heraus, weil er auf dem Kleinen beharrte, Beobachtung, Eingabe und freundliche Selbstironie am Küchengerät erprobte, den Dingen mit Worten eine Form gab, kaum daß er sie anrührte. Eine Wand voll rätselhafter Nachbarschaften zeigt der in Düsseldorf lebende Schweizer jetzt in der Galerie Brüning. Ein roter Haarreif, ein Gummiband und ein Frühstücksbrett mischen sich unter das Aquarell vom Fahrradschloß und Polaroid-

Euro, Schrift-Bilder 2600 Euro und die Gemälde um die 7000 Euro (bis 3. April).

Ganz anders sieht es in der Welt von Zon Ito aus. „Veins“ heißt seine erste Einzelausstellung in Europa bei Konrad Fischer. Wie Adern breiten sich die Motive über Blätter, Buchseiten und Stoffe aus. „Proud Slash“, eine vier Meter lange, frei im Galerieraum gespannte Stoffbahn, könnte ein Sternbild sein, ein Drache oder eine lückenhafte Kaligraphie in Orange, Gelb und Giftgrün. Der 1971 geborene Japaner bewegt die Sticknadel locker, mit sichtbar unterbrochenen Stichen durchs Textil, und der Rhythmus des Gestrichels gibt der Geschlossenheit der fließenden Formen die lockere Anmutung einer tastenden Skizze. Ein Saal ist dunkel; dort zeigt Zon Ito das gemeinsam mit Ryoko Aoki produzierte Video „Children of Veins“ (2004) als Endlosschleife. In der Animation verorten sich die abstrakten Liniengänge der Zeichnungen und Stickeren in einem Kosmos aus fröhlichen Tattoo-Vorlagen, Berggipfeln und sinistren Szenarien, in denen Skelette strudelnde Bäche erbrechen und sich ganze Hügelketten aus ein bis zwei Strichen auftürmen. Das Band gibt es als Edition in fünf Exemplaren mit einer Originalzeichnung (1000 Euro (1/5) beziehungsweise 1200 Euro (3/5)). Die Stickbilder kosten je nach Größe zwischen 800 und 10 000 Euro (bis 27. März).

Wie Überblendungen alter Filme wirken die dunkelfarbenen Silhouetten von Baumkronen und Geäst im Gegenlicht der Malerei von Gabriele Basch in der Galerie M + R Fricke. Die Zweige und das Blattwerk von Obstbäumen und Sträuchern schieben sich vor ein weißes, grelles Licht und werden zu einem flirrenden Vorhang aus vertrauten Blattformen und verhangener Bedrohung. „Wahr“ (2003) sieht aus wie ein mehrfach belichtetes Foto; die Sonne hat dem Bild noch ein paar hell verfarbte Flecken aufgesetzt. Es ist, als blicke man aus einem Baum Schatten in einen zu hellen Sommertag. Mit glänzendem Lack betont die Berlinerin Gabriele Basch die dunkelsten Bereiche der Naturszene – sie schim-



Bei Sies und Höke: Mari Eastmans Gemälde „Hund im Sessel“

Foto Galerie

mern glänzend auf der ansonsten flach in die Leinwand eingearbeiteten Ölfarbe. 4050 bis 6300 Euro (bis 20. März).

Den ebenholzschwarzen Fetisch „Reliquary figure, Gabon, 19th century“ malt Mari Eastman naturgetreu und im Halbprofil, als wären nicht Tausende seinesgleichen aus Afrika verschleppt worden, um der westlichen Kunst in den Ateliers Modell zu stehen, an ihren eckigen archaischen Proportionen alle Realismen und Perspektiven abprallen zu lassen und den Malern zu hel-

fen, der Illusion zu entkommen. Die Künstlerin hat etwas silbrigen Glimmer über seinen Kopf und den Sockel gestäubt. Der falsche Silberglanz ist eine Signatur der in Los Angeles lebenden, 1970 geborenen Malerin – er funkelt auch auf dem mit mehr als einem Meter Seitenlänge größten Bild ihrer Einzelausstellung in der Galerie Sies und Höke: „Lion attacking a horse, Rousham, Oxfordshire, 2004“.

Das Motiv ist in diesem Fall ein Monument in einem Park, das direkt aus dem berühmten Delacroix-Motiv herausgemeißelt scheint. Das Bild verflacht die Skulptur wieder und setzt sich über den Rand der Leinwand als Zeichnung auf dem weißen Putz der Mauer fort. Mari Eastman löst die Verbindlichkeiten der Motive auf, spielerisch gewichtet ihre Malerei Bildraum und Perspektive nach eigenen Vorlieben, ohne die Illusion aufzugeben. Während sie einen Vordergrund in heftigen Konturen und fluoereszierenden Farben zeichnet, verflacht Landschaften oder Interieurs zu lasierend aquarellhellen Kulissen. Alles bleibt an seinem Platz, nur eine kleine schwarze Katze verläßt mit vorsichtigen Schritten das Muster des chinesischen Teppichs, in dem sie fest verwoben war: „Chinese Carpet, 2003“. Die Bilder kosten zwischen 800 und 4000 Dollar (bis 20. März).

CATRIN LORCH

Schönheit nicht um jeden Preis

Hände weg vom Palais Stoclet

„Der Preis der Schönheit“ nennt sich die Ausstellung, die das Wiener Museum für angewandte Kunst zum hundertjährigen Gründungsjubiläum der Wiener Werkstätte zusammengestellt hat – und dieser Preis, den das Unternehmen für die selbstgestellten Ansprüche an Perfektion gezahlt hat, war das eigene Scheitern. Denn die vielbeschworene Durchdringung von Kunst und Leben hatte einen Preis, den sich nur eine kleine Gruppe von reichen Bürgern und Großindustriellen – die Wittgensteins, Waernndorfers und Zuckerkindls – leisten konnte und wollte.

Der einzige jedoch, der Josef Hoffmann und seinen Kollegen finanziell wie künstlerisch uneingeschränkt freie Hand ließ, war der zunächst in Wien ansässige belgische Bankier Adolphe Stoclet. Ein Besuch der neuen Villen auf der Hohen Warte in Wien weckte sein Interesse für den Architekten und den Wunsch, ebenfalls an jenem Ort im 19. Wiener Gemeindebezirk, wo bereits der Maler Carl Moll, Koloman Moser und andere Gleichgesinnte residierten, sein Domizil in Auftrag zu geben. Als der Vater des Bauherrn plötzlich verstarb, wurde aus der Villa in Wien ein Palais in Brüssel. Auf dem verwaisten Grundstück entstand bald darauf, auch von Hoffmann gestaltet, das Heim des Stahlbaukonstruktors Eduard Ast. Mit der gleichen Konsequenz, mit der Adolphe Stoclet hinter der Idee des Gesamtkunstwerks und deren Ausführung gestanden hatte, verfolgten seine Erben die Erhaltung des bis ins kleinste Detail der Ausstattung durchdachten Brüsseler Architekturjuwels. Kein einziges Teil des eigens angefertigten, edlen Inventars ist jemals am Kunstmarkt erschienen. Auch möchte man sich erst gar nicht vorstellen, mit welchem Wert die Klimtischen Mosaiken des Speisenzimmers zu beziffern wären.

Um so mehr erstaunt es, daß nicht nur im Zuge der laufenden Wiener Werkstätte-Festivitäten ein Preis genannt wird, zu dem die Schönheit in Brüssel zu erwerben wäre: Für kolportierte „hundert Millionen“ stünde das Gesamtkunstwerk zum Verkauf; als Währung werden wahlweise Dollar oder Euro genannt. Als Interessent wurde bislang nur Peter Noe-

ver, Direktor des Wiener Museums für angewandte Kunst und nicht wirklich als Freund der Wiener Werkstätte aktenkundig, namhaft. Er setzte das Meisterwerk ganz unten auf seine im vergangenen Jahr präsentierte Wunschliste. Ronald Lauder, Präsident der Neuen Galerie in New York, so hört man, habe bereits sein Desinteresse am Kauf einer europäischen Niederlassung bekundet. Von der Republik Österreich fordert man allenthalben, sich mit dem exportierten Palais in der Kapitale der Europäischen Union zu präsentieren – doch allein, es fehlen die Mittel. In Brüssel selbst hingegen hört man nichts, was auf eine etwaige Änderung der Besitzverhältnisse hinweisen könnte. Ganz im Gegenteil, die Familie denke angeblich nicht daran, sich von der denkmalgeschützten Immobilie oder von irgendeinem Teil ihres Inhalts zu trennen.

Weil man sich am liebsten ein kleines Stück vom großen Glück Gesamtkunstwerk leistet, sind, wie der Handel im letzten Herbst vorgeführt hat, jene Objekte begehrt, die aus einem größeren Zusammenhang mit bekannter Provenienz stammen: ein Hocker oder Schrank aus dem Haushalt Stoneborough-Wittgenstein in Berlin; ein Schreibschrank aus der Villa Ast zu Wien – von den zahlreichen Ausstattungsgegenständen des Sanatoriums Purkersdorf, des ersten Großauftrags der Werkstätte aus dem Jahr 1904, ganz zu schweigen. Die wenigsten der Interieurs sind in ihrem meist von Josef Hoffmann erdachten Umfeld verblieben. Stoclet gilt als das einzige vollkommen erhaltene Ensemble.

Als weitere, größtenteils original ausgestattete Hoffmann-Immobilie wurde kürzlich über Sotheby's die 1923 erbaute, 1934 vom Architekten selbst erweiterte Sommervilla Ast am Wörthersee für 3,5 Millionen Euro zum Verkauf angeboten, und sie wechselte beinahe in Rekordzeit den Besitzer. Lediglich ein Tisch aus dem Gesamtkunstwerk mit schlichter kubischer Hülle wurde im vergangenen Herbst im Wiener Handel gesichtet; denn 1980 hatte man die Villa, die als einer der bedeutendsten Privatbauten in Kärnten gilt, samt feinsäuberlich aufgelistetem verbliebenem Inhalt unter Denkmalschutz gestellt.

Sosehr sich mancher Sammler über jedes Stück freuen mag, das frisch auf den Markt kommt: die Provenienz „Palais Stoclet, Brüssel“ möchte man auch in Zukunft in Auktionskatalogen nicht lesen. Der Preis für derartige Schönheit wäre nicht nur für den Käufer zu hoch.

DANIELA GREGORI

Die Raumgleiterin

Charlotte Perriand in Paris

Mit Ungeduld habe der große Baumeister Le Corbusier von ihr erwartet, so berichtete die französische Designerin Charlotte Perriand (1903 bis 1999), daß sie „dem Mobilium zum Leben“ verhelfe und sein knapp formuliertes Programm – „Fächer, Stühle, Tische“ – in die Tat umsetze. In den Jahren ihrer Zusammenarbeit zwischen 1927 und 1937 entwarf Charlotte Perriand die Innenausstattung von Bauwerken des Architekten Le Corbusier und signierte mit ihm und Pierre Jeanneret mittlerweile so klassische Möbel wie die Chaiselongue von 1928 aus verchromten oder lackierten Metallröhren.

Im späteren Alleingang ist Charlotte Perriand den Prinzipien des Purismus und der Funktionalität treu geblieben; ein mehrjähriger Aufenthalt in Japan Anfang der vierziger Jahre hat ihre Vorliebe für minimalistische Formen noch vertieft. Die Ausstattung der französischen Wintersportorte Les Arcs in den sechziger und siebziger Jahren mit ebenso robustem wie formschönem Holzmöbelarbeitszeugnis zeugt von ihrem stetigen Bemühen, ihre Ideen der Umgebung und ihren Bedürfnissen anzupassen. Mit der Ausstellung „Charlotte Perriand, Mobilier Années Soixante, Brésil“ ist es der Pariser Galerie Downtown gelungen, einen bislang unbekanntem und sehr persönlichen Aspekt ihres Schaffens zu zeigen.

Vier Einzelstücke, die sie für ihre Wohnung in Rio de Janeiro entworfen hat, wo sie zwischen 1962 und 1968 lebte, bilden den Kern der kleinen, aber hochkarätigen Schau. Brasilien sei nicht Japan, notierte sie in ihren Memoiren, die Natur sei üppig, und ein solider Barock habe das Land geprägt. Charlotte Perriand ließ sich von den exotischen Hölzern hinreißen und aus Jakaranda, dem brasilianischen Palisander, einen 3,75 Meter langen Bauernstisch samt



Perriand wurde als Einrichterin von Le Corbusiers strengen Villen bekannt – und entdeckte spät den Reiz des Archaischen. Hier ein Tisch der Brasil-Serie. Foto Galerie

passender Sitzbank anfertigen. Der monumentale, mehr als drei Meter lange Schreibtisch aus massivem Mahagoni in Gestalt einer Bohne schließt an die von Charlotte Perriand gelebte „freie Form“ an; die vier Meter lange Couch aus Mahagoni und Korbgeflecht verweist mit ihren höhergelegten Enden auf die Beinstütze der Chaiselongue aus der Zeit Le Corbusiers.

Die Galerie wollte für die Möbel aus der Wohnung in Rio keine Preise nennen; vermutlich kosten die Einzelstücke über 100 000 Euro. Die Preise für Werke von Charlotte Perriand sind in den letzten Jahren gestiegen. Während 1993 im Drouot für ein 1937 angefertigtes Exemplar der historischen Chaiselongue 48 000 Franc anfielen (rund 7300 Euro), waren Ende Januar bei Piasa für ein Büfett aus Mahagoni und Kunststoff, das die Galerie Steph Simon als Auflage produzierte, 141 000 Euro anzulegen. (Bis 27. März.) A.H.

ANZEIGE

art

Internationale Messe für Moderne Kunst

4.–7. März 2004

KARLSRUHE

Messe Karlsruhe 11–19 Uhr
www.art-karlsruhe.de

fotos mit Broten, Zahnputzbechern und Champignons. „Die Zahnputz-Tube – ein Stab, der sich zum Vogelschwanz verflacht“ steht auf dem kleinen Zettel neben dem Bild einer sich gleichfalls verjüngenden Gouda-Ecke. So sortieren sich die Dinge im Atelier. Das in der Galerie nachgestellte Wandstück erläutert unaufdringlich die Herkunft der daneben platzierten Schrift-Bilder und der Gemälde voll Autoreifen, gestapelten Würsten und Bierdosen, bleistiftumrandet wie im Ausmalbuch. Polaroids und kleine Arbeiten kosten 600

Bittere Tränen

Keiner mag Velázquez kaufen

Die Verlockung, dem Verkauf des teuersten Bildes in der spanischen Auktionsgeschichte beizuwohnen, füllte den Saal des Madrider Hauses Alcalá mit leger gekleideten Kamerateams und Neugierigen in Nerzmänteln. „Die Tränen des heiligen Petrus“, ein Jugendwerk von Velázquez und eines der wenigen Bilder, die sich noch in Privatbesitz befinden, wurde für acht Millionen Euro angeboten (F.A.Z. vom 31. Januar). Um so größer war die Enttäuschung, als niemand bot – weder im Saal noch am Telefon

– und auch der Staat das Bild nicht für ein Museum sicherte. Die 132 mal 98,5 Zentimeter große, restaurierungsbedürftige Leinwand zeigt den sitzenden, gen Himmel blickenden Petrus. Sie wurde zum nationalen Kulturgut erklärt und darf deshalb nicht exportiert werden. Die Familie, der das Bild seit Mitte des 19. Jahrhunderts gehört, hatte bereits erfolglos versucht, das Werk privat anzubieten. Möglicherweise haben Zweifel internationaler Kunsthistoriker schwerer gewogen als die Studien des Prado, die belegen, daß es sich um ein Werk von Velázquez handelt – und zwar um das Original für die Kopien, die von diesem Motiv angefertigt worden sind. küg.

Noch eine Messe

„art Karlsruhe“ setzt auf Bewährtes

Die „art Karlsruhe“, eine neue internationale Messe für moderne Kunst, öffnet am 4. März erstmals ihre Tore. Drei Tage lang präsentieren 82 Galerien aus neun Ländern auf 12 500 Quadratmeter Ausstellungsfläche Werke von der klassischen Moderne bis zur Gegenwart. Die Künstlerliste reicht von Max Liebermann und Pablo Picasso über Joseph Beuys bis zu Gerhard Richter, Markus Lüpertz und Jörg Immendorff. Die Veranstalter erwarten mindestens 15 000 Besucher. F.A.Z.

CATRIN LORCH